

Wer bedarf der Gewaltdebatte? : Über den (Un-)Sinn der aktuell geführten Jugendgewaltdiskussion

Autor(en): **Kassis, Wassilis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **85 (2007)**

Heft 3

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-342016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wer bedarf der Gewaltdebatte?

Über den (Un-)Sinn der aktuell geführten Jugendgewaltdiskussion

Der Wolf im Schafspelz muss insbesondere in der Gewaltdebatte immer wieder aufs Neue entlarvt werden, um ein Zeichen für demokratiefreundliche Jugend- und Familienpolitik zu setzen. Der Ruf nach einem Mehr an Ordnung

Wassilis Kassis

als Allheilmittel, quasi in der Funktion eines Breitbandantibiotikums, zur Begegnung von Jugendgewalt muss deswegen ebenso deutlich zurückgewiesen werden wie ein bagatellisierendes Schulterzucken oder gar ein Vernachlässigen der Opfer. Von allen drei Zugangsweisen haben wir bislang hinreichend gehabt und sie haben allesamt zu negativen mittel- und langfristigen Folgen geführt. Aus diesem Grund sei es gewagt den Vorschlag zu unterbreiten, nicht weiterhin dieselben Fehler machen zu müssen, sondern aus ihnen lernen zu wollen.

Wenn Gewalt im Schulkontext oder auch allgemein unter Jugendlichen wie ein Grippevirus ansteckend wäre, müssten wir uns als ErziehungswissenschaftlerInnen kaum Sorgen machen, denn die Pharmaindustrie hätte schon längst erfolgreich dagegen interveniert (und dabei noch grosse Gewinne erwirtschaftet). Gewalt im Schulkontext ist aber sowohl im Rahmen von sozialen Systemen, so der Schule und dem Elternhaus, regelrecht hausgemacht, indem sie einerseits aktiv oder passiv gefördert und andererseits auch von den daran beteiligten

SchülerInnen individuell verantwortet wird. Darin liegt insbesondere die erziehungswissenschaftliche Crux des «Gewaltvirus» unter Jugendlichen. So wird beispielsweise allzu schnell die These formuliert, dass die Frustration, die über den Zukunftspessimismus oder die individualistische Gesellschaft entwickelt wird, fast automatisch zu Gewalttätigkeit führt. Wären aber die mangelnde soziale Integration, die belastenden Zukunftsaussichten und der tiefe gesellschaftliche Status die Hauptvorhersagefaktoren von Jugendgewalt, wären nicht die Jungen, sondern die aus der Unterschicht stammenden ausländischen Mädchen die Haupttäterinnengruppe. Das sind sie aber entschieden nicht! Dahingehend greift auch eine von SPS stark mitgeführte Integrationsdebatte eindeutig zu kurz und führt Futter auf den Wagen der linken und rechten Populisten.

Dabei lehrt uns insbesondere die europäische Geschichte, dass die grössten Gewalttäter und Schlächter Entdecker, Reichsvergrösserer oder im Namen von Christus Kämpfenden, nicht einzig nur gut integriert waren, sondern aus der regelrechten Mitte der Gesellschaft kamen, ja häufig aus der Spitze der Pyramide. Beispiele dafür gibt es traurigerweise wie Sand am Meer, auch dies ein belastendes Faktum, welches wir gewitzt beiseite tun, trotz unserer genauen Kenntnis darüber: Der Grosse Alexander hat «natürlich» einzig die wilden Asiaten und Afrikaner zivilisieren wollen. Dass sie sich gegen

**Die am meisten
verbreitete Gruppe
von gewalttätigen männlichen
Jugendlichen sind
Soldaten.**

ihn zur Wehr setzten, bewies für meine Vorfahren (ich bin gebürtiger Grieche ...) eine besondere Form der Barbarei, die diesen «Unzivilisierten» inhärent war. Dass das Christentum zu einer der massgeblichsten Religionen wurde, hat nebst der christlichen Lehre auch bzw. insbesondere mit der Christianisierung des Römischen Reiches durch Kaiser Konstantin zu tun. Kaiser Konstantin machte hierzu das Christentum zur «Staatsreligion» und führte die Christen in viele «heilige» und äusserst bluttriefende Kriege gegen seine Konkurrenten. Stalins und Maos Untaten sind hinreichend analysiert und publiziert worden, darauf werde ich im Einzelnen nicht mehr eingehen. Dass diese zwei Politiker desintegriert waren, wäre neu. Goebbels, Hitler und Göring gehörten zur Staatsspitze und hatten nicht wirklich mit Alltagsproblemen zu kämpfen. Die Waffen-SS wurde sogar Jahre lang primär mit promovierten Akademikern bestückt, weil einzig sie die Reinheit des Geistes und die Motivation mitbrachten, um effizient mitwirken zu können. Erst nachdem der scheussliche Krieg seinen Blutzoll dahingehend forderte, dass es nicht mehr genügend Promovierte in Deutschland gab, konnten auch Arbeiter die gelichteten Reihen der Waffen-SS besetzen. Sowohl statistisch wie auch realgeschichtlich müssen wir somit, wenn wir überhaupt Gewaltangst haben sollen, primär die gut integrierten mächtigen Männer fürchten. Den einheimischen wie auch den ausländischen Jugendlichen bei Ihnen im Quartier können Sie dagegen getrost vertrauen.

Wer dies verkennt, muss sich den Vorwurf gefallen lassen, mit der geschürten und erwiesenermassen unberechtigten Gewaltangst die Jugendlichen nicht schützen, sondern regelrecht desintegrieren zu wollen. Damit würde man nämlich die Gewaltdebatte missbrauchen, um spezifische Jugendlichengruppen als

Aussenseiter abzustempeln und sie von uns, den Etablierten, auszusondern.

Sollten Präventions- und Interventionsmassnahmen gegen Gewalt nicht primär «wohlklingende heisse Luft» enthalten, müssten wir bestrebt sein, ihnen eine sorgfältige Prozessdiagnose sozialer Probleme vorzuschalten. Ansonsten laufen wir Gefahr, dem illegitimen aber leider in diesem Feld allzu häufig vorfindbaren Diktum «heute handeln, morgen denken» nachzuleben.

Die Abwehr des «Kulturhindernisses Gewalt» darf somit nicht ebenso unglücklich machen wie die Gewalt selbst. Nicht die Schwächung, die Entwaffnung oder die innere (z. B. das Schuldgefühl) bzw. die äussere (z. B. die polizeiliche Kontrolle) Überwachung allein bewältigt die latente und manifeste Gewalt bei männlichen Jugendlichen, sondern vornehmlich der dazu parallele Aufbau von Identifizierungen mit den Mitmenschen, die nicht auf Abwertung beruht.

Nichts ist plausibler als die Vorurteile in vielen Köpfen, wenn es darum geht, Jugendgewalt zu erklären. Und nichts tönt in vielen Ohren und Herzen verlockender und kaum etwas rutscht den meisten Erziehungsverantwortlichen und PolitikerInnen leichter über die Lippen als der Appell an die gewaltorientierten (vornehmlich männlichen) Jugendlichen, sich zu bemühen und nicht gewalttätig zu sein, sondern sich so grundständig und friedfertig wie wir Erwachsenen zu gebärden. Hierbei wird, wie der Kriminologe Heinz Steinert zu Recht konstatiert, vergessen, dass die am meisten verbreitete Gruppe von gewalttätigen männlichen Jugendlichen Soldaten sind, die auf Anstiftung von älteren, gebildeten und gut integrierten Männern massenhaft fremde Menschen für einen «edlen Zweck» umbringen, foltern, vergewaltigen und berauben.¹ Die Kriege, die Täter und

ihre Opfer aus den Teilrepubliken Ex-Jugoslawiens, Afghanistan oder aus Irak sind hierzu weitere, nahe Beispiele. Wir halten somit die private (Jungen-)Gewalt für alarmierend, nicht aber die staatlich autorisierte. (Eine Empfehlung an die LeserInnen: Bevor Sie dieses Argument allzu leichtfertig weglegen, vielleicht auch unter dem Vorwand der Realitätsferne des Autors, fragen Sie sich bitte zuerst, warum Ihnen drei massive Körperverletzungen unter Jugendlichen in Basel oder Zürich pro Wochenende massgeblicher und relevanter für Ihr Leben erscheinen als die 15 Toten nach einem Bombenattentat durch einen Jugendlichen in Israel. Reichen hier wirklich die gemessenen Kilometer zum Tatort für das vermeintliche Sicherheitsgefühl?).

Deswegen erstaunt es, mindestens aus erziehungswissenschaftlicher Sicht, auch nicht, wenn in Momenten, in denen die gesellschaftlichen Bindemittel eine besondere Schwächung zeigen, dieses gesellschaftliche Überich den Affekten der Individuen nicht mehr standhalten kann. Daraus entsteht ein Prozess, den wir in der Erziehungswissenschaft aus dem Bereich der autoritären Erziehung bestens kennen: Das Kind verhält sich so lange «anständig», weil angepasst, wie Kontrolle und Erziehungsdruck mächtig sind. Sobald aber dieser Druck wegfällt, zeigt es das alte, aus der Sicht des Erziehers negative Verhaltensmuster, weil es diese Erziehungsvorstellungen keineswegs hat in sein Selbstbild integrieren können und sie nur auf Grund des externen Druckes erlitten hatte.

Autoritäre Umgangsformen in der Familie, im Sinne von der wieder aufflammenden Diskussion um Disziplin und Ordnung (siehe die Kontroverse um Bueb) und damit ein stark elternzentriertes Muster

von Eltern-Kind-Beziehungen sind, da ist sich die Forschung wie selten einmal einig, nicht nur kein sinnvolles Interventionsmittel gegen Gewalt, sondern eine massive Belastung. Wenn Eltern, wie heute wieder die neue Einfachheit in der Pädagogik lautet, verstärkt den Ton angeben müssten und sich von den Kindern nicht auf der Nase rumtanzen lassen sollten, schränken sie den Verhaltensspielraum des Kindes massiv ein. Damit entgeht den Kindern die Lernmöglichkeit, Grenzen zu akzeptieren und Konflikte austragen zu können. Mit dem Postulieren und Portieren eines solchen erwachsenenorientierten Erziehungsstils wird somit gerade das nicht erreicht, was hätte erreicht werden sollen, nämlich das Autonome-Sich-Entscheiden für ein gewaltfreies Leben, was der einzige Sicherheitsindikator dafür wäre, dass es in Zukunft nicht zu Gewaltexzessen kommt. Die modern gewordene Entscheidung zugunsten einer «Dampfkochtopfpädagogik» führt somit dazu, dass wir Erwachsene uns als unabdingbar formulieren, weil wir immer den pädagogischen «Finger» auf die vermeintliche Wunde der Jugendlichen draufsetzen müssen, und diese Wunde ihrerseits nicht verheilen kann, weil wir dauernd unseren Finger reinhalten!

Die Gewaltthematik inner- wie ausserhalb der Schule und mit Bezug auf die Jugendlichen in der Schweiz ist somit traurigerweise dadurch charakterisiert, dass zu Unrecht – weil nicht realitätsangemessen – primär versucht wird, ein zu Recht nicht toleriertes Verhalten zu unterbinden. Es liegt, so unser Eindruck zur allgemeinen pädagogischen und politischen Diskussion des Gewaltproblems in der Schweiz (aber darin ist sie für ein weiteres Mal keineswegs ein Einzelfall), primär eine Betonung des Verhaltensdefizits der Jugendlichen und nicht, so wie es vielleicht auch hätte sein können, primär die Betonung des Persönlichkeitsdefizits oder des sozialen Umfelds.

Autoritäre Umgangsformen sind nicht nur kein sinnvolles Interventionsmittel gegen Gewalt, sondern eine massive Belastung.

¹ vgl. Steinert, Heinz (1995). Soziale Ausschliessung - das richtige Thema zur richtigen Zeit. Kriminologisches Journal, 27 (2), 82-88.

Die zivilisatorischen Standards des Respekts, der Distanz und der Menschenwürde müssten wieder vermehrt beachtet werden.

Analog der Wiederaufforstung von Wäldern nach einer Umweltkatastrophe gilt es, einerseits die Re-Zivilisation im Sinne von Resozialisierung von Institutionen wie Schule, Ausbildungsplatz und Familie zu fördern und andererseits die Resozialisierung individueller Handlungs- und Denkmuster voranzutreiben. Die zivilisatorischen Standards des Respekts, der Distanz und der Menschenwürde müssten wieder vermehrt beachtet werden. Dieses Argument, von einem Akademiker vorgebracht, darf in keiner Weise so ausgelegt werden, dass in den Schichten, in denen man vorwiegend von Bildung oder von Ausbildung lebt, also in der kopfarbeitenden Mittelschicht, man generell auf besonders vernünftige Bereinigungen der Probleme aus wäre und deswegen Gewalt besonders verabscheuen würde. Diese kopfarbeitende Mittelschicht, so das problematische Argument, versuche dasjenige Instrumentarium besonders zu forcieren, das sie am besten beherrscht, nämlich das Miteinander-Reden, beziehungsweise Kompromisse-Finden und das Sich-Regelungen-Ausdenken, damit bei Schwierigkeiten besonders besonnen reagiert werden kann. Gemäß diesem Argument formuliert die Mittelschicht eine Art Saure-Trauben-Theorie² bezüglich der physischen Gewalt. Deswegen soll die Mittelschicht daran erinnert werden, so der zweite Teil des Arguments, dass Unternehmer und Manager durchaus einen Durchsetzungswillen in geschäftlichen Belangen zeigen können, dessen Hartnäckigkeit als soziale Gewalt im Dienst des Aktienkurses bewertet werden kann.

Obwohl das zweite Glied des Argumentes bezüglich «Gewalteinsatz» von Unternehmern und Managern durchaus zutrifft, wird mit dessen erstem Teil sozusagen das

² So wie der Fuchs in Aesops Fabel, der nicht an die über ihm hängenden Trauben herankommt, diese zurückweist, weil sie sowieso sauer seien, soll die Mittelschicht physische Gewalt auch gegen «kapitalistische Unterdrücker» angeblich bloss deshalb ablehnen, weil sie selbst nur zu intellektuellem «Friede-Freude-Eierkuchen» fähig sei.

Kind mit dem Bade ausgeschüttet; die Zustände vor der Entstehung des (staatlichen) Gewaltmonopols werden dabei ausgeklammert. Es wird nicht erwähnt, dass dadurch sehr viele gesellschaftliche Felder entstanden sind, die von Gewalt regelrecht frei sind und dass eine relative Gewaltfreiheit des Alltags in einer Art und Weise entstehen konnte, wie sie in der Menschheitsgeschichte noch nie da gewesen ist. Auch hierzu muss man jedoch anfügen, dass Zivilisation konkret auch heisst: Verlagerung der Affektkontrolle von aussen nach innen, und damit, dass diese Verlagerung auf Grund gesellschaftlichen Druckes zustande gekommen ist und nicht als Folge einer freien Wahl von Individuen.

Unklar ist uns aber immer noch, inwiefern unsere «unzivilisierte Zivilisation» bereit ist, auf gewaltfördernde Lebenswelten und auf die mangelhafte soziale Unterstützung (männlicher) Jugendlicher zu verzichten. Wir erhalten oft den Eindruck, dass die Gewalthandlungen der männlichen Jugendlichen inner- oder ausserhalb der Schule, nicht aber deren Ursachen angegangen werden sollten. Wenn dem wirklich so wäre, beurteilen wir das selektive und primär pädagogisch-individualistische Angehen von Gewalt in der Schule oder in der Freizeit der Jugendlichen regelrecht als eine «billige» Lösung von Problemen, die ihren Ursprung in den Bedingungen des Aufwachsens männlicher Jugendlicher haben. Hier ist die Familien- und Jugendpolitik gefragt.

Die Tatsache also, dass viele männliche Jugendliche, aber nicht nur sie, sehr stark Geschlechterrollenstereotype vertreten, dies in Kombination mit Selbstabwertung, mit mangelnden sozialen Beziehungen zu Gleichaltrigen und zu Lehrpersonen, aber auch mit einem äusserst problematischen Erleben des familiären Umfelds, kümmert, wenn überhaupt, erst in zweiter Instanz. Diese «zweite Instanz» wird in der Regel

erst dann berücksichtigt, wenn das Erziehungsumfeld dahingehend wirkt, dass die männlichen Jugendlichen gewalttätig werden. Man stösst sich aber sehr selten an der beschriebenen suboptimalen Persönlichkeitsbildung der männlichen Heranwachsenden, sondern primär an deren negativen Effekten. Deswegen mag der Vorwurf auch berechtigt sein, dass das Interesse an der Gewaltthematik vielerorts nicht primär wegen einer suboptimalen Persönlichkeitsentwicklung so stark hervorgehoben wird, sondern wegen der Störung der öffentlichen – in diesem Fall: der schulischen – Ordnung.

Damit möchten wir uns keinesfalls auf die Seite derer stellen, die postulieren, dass weder die soziale noch die schulische Ordnung von Belang sei. Ganz im Gegenteil: Wir möchten hervorheben, dass Regeln für das Zusammenleben der Menschen notwendig sind, Regeln, die einzuhalten und, wenn nötig, über Sanktionen durchzusetzen sind. Die soziale Ordnung im schulischen Umfeld ist aber ein Mittel zum Zweck der Persönlichkeitsentwicklung aller Heranwachsenden und damit auch der männlichen Jugendlichen. Deswegen, denken wir, ist das wichtigste Problem nicht die konkret stattfindende Gewalt (also nicht das Symptom), sondern die äusserst missliche Persönlichkeitsentwicklung der jugendlichen Täter und Opfer, die sich unter anderem in ihren Interaktionen mit den anderen Heranwachsenden zeigt. Dies damit Heranwachsende inner- und ausserhalb der Schule im eigentlichen Sinne des Wortes «gesund» bleiben bzw. «gesund» werden und nicht nur «störungsarm».

Entsprechend der grazilen Fachwerkbrücken Gustave Eiffels bzw. seinem Jahrhundertwerk dem Eiffelturm, bei welchem die Spannung der Konstruktion nicht von massiven Einzelpfeilern getragen wird, sondern fein säuberlich auf viele Klein- und Kleinstelemente der Gesamt-

konstruktion verteilt wird, baut sich auch Gewalt nicht über einen oder zwei Hauptfaktoren auf. Es wirkt eine filigrane, aber nicht minder problematische Dynamik. Die sich aufschaukelnde Komplexität von Einzelementen zur Gewaltsozialisation begleitet darin die Jugendlichen beim Brückenschlag und damit bei der Landung auf der Seite der Gewalt unmerklich aber gezielt. Die Widerlager der Brücken, auf die Erziehungswissenschaft bezogen, die familiären Sozialisationserfahrungen der Jugendlichen, nehmen dabei eine zentrale aber nicht bestimmende Stellung ein, so die Kürzestzusammenfassung der vorangehenden Darstellung.

Die getragenen Gewalt-Sozialisationslasten unserer psychischen Brücken bleiben damit so lange unerkannt, wie die fein und ungleich verteilten Spannungen der Bedingungen des Aufwachsens Jugendlicher unerforscht bleiben. Wer sich hierfür auf den erziehungswissenschaftlichen Weg macht, braucht, so unsere Erfahrung, eine unaufgeregte Betrachtungsweise. Leise pädagogische und laute (sozial-)politische Schritte sind gefragt, das Poltern und den pädagogischen Dampfkochtopf überlassen wir am besten weiterhin dem Stammtisch.

Wassilis Kassis, Jg. 1960 und Vater zweier Kinder, ist seit 2005 interimistischer Leiter der Abteilung Pädagogik an der Universität Basel. Er leitet seit 2001 Forschungsprojekte zur Gewalterfahrung Jugendlicher (www.unibas.ch/violence; <http://pages.unibas.ch/rechtsextremismus/>), seit September 2007 das Nationale Forschungsprojekt? Gewaltorientierung bei weiblichen Jugendlichen? (2007–2010). Aktuell ist er auf dem Absprung an eine Deutsche Universität, um sich vertieft und langfristig mit dem Gewaltthema auseinandersetzen zu können.

Das wichtigste Problem ist nicht die konkret stattfindende Gewalt, sondern die äusserst missliche Persönlichkeitsentwicklung der jugendlichen Täter und Opfer.



